

CHARLOTTE LINK

Verbotene Wege

### *Buch*

England 1789: Im Hafen von King's Lynn macht ein Schiff aus Amerika fest. An Bord befindet sich die kleine Elizabeth Landale aus Louisiana. Ihre Eltern sind ums Leben gekommen, und die Waise soll nun bei der Familie Sheridy aufwachsen. Schnell werden Elizabeth und Joanna, die jüngere Tochter der Sheridys, Freundinnen, wie man sie nur selten findet. Gemeinsam gehen sie manchen verbotenen Weg der Kindheit. Verbotene Wege geht auch der junge Sir John Carmody. Obwohl adelig, gehören seine Sympathien dem unterdrückten Volk und den Ideen der Französischen Revolution. Als Elizabeth ihn zum erstenmal sieht, keimt in ihr eine Liebe, die ein Leben lang halten wird. Durch John lernt die in Wohlstand aufgewachsene Elizabeth bald die unüberbrückbaren Gegensätze des Lebens im England jener Jahre kennen: prachtvolle Bälle und bittere Not, Verschwendungssucht und Raub, Geborgenheit und Flucht. Voller Liebe und Überzeugung folgt sie ihm in den Untergrund, in unvorstellbares Elend, in die Illegalität. Da wird John eines Tages bei einem Einbruch, mit den er Bestechungsgelder beschaffen will, überrascht, und um John zu retten, erschießt Elizabeth einen Soldaten. Wieder sind sie auf der Flucht, sie müssen außer Landes gehen. Wenn sie sich retten wollen, gibt es auch diesmal nur verbotene Wege ...

### *Autorin*

Charlotte Link ist die erfolgreichste deutsche Autorin der Gegenwart. Ihre psychologischen Spannungsrömane in bester englischer Krimition (u.a. „Das Haus der Schwestern“, „Die Rosenzüchterin“, „Am Ende des Schweigens“) stehen regelmäßig über viele Monate an den Spitzen der Bestsellerlisten. Die zumeist mehrteiligen TV-Verfilmungen ihrer Bücher werden mit riesigem Erfolg im ZDF ausgestrahlt. Charlotte Link, seit vielen Jahren engagierte Tierschützerin, lebt mit ihrer Familie und ihren Hunden in der Nähe von Frankfurt/Main.

### *Von Charlotte Link außerdem lieferbar:*

Die Sterne von Marmalon. Roman (9776) · Sturmzeit. Roman (41066) · Schattenspiel. Roman (42016) · Wilde Lupinen. Roman (42603) · Die Sünde der Engel. Roman (43256/44599) · Die Stunde der Erben. Roman (43395) · Der Verehrer. Roman (44254) · Das Haus der Schwestern. Roman (44436) · Die Täuschung. Roman (45142) · Die Rosenzüchterin. Roman (45283) · Der fremde Gast. Roman (45769) · Am Ende des Schweigens. Roman (46083) · Das Echo der Schuld. Roman (46853) · Die letzte Spur. Roman (46458) · Das andere Kind (Blanvalet, gebundene Ausgabe, 00279)

Charlotte Link

---

Verbotene  
Wege

Roman

**GOLDMANN**



**FSC**

**Mix**

Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-001940

[www.fsc.org](http://www.fsc.org)

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

32. Auflage

Taschenbuchausgabe April 1989

Copyright © 1986 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagmotiv: W. Huber

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Lektorat: Silvia Kuttuy-Walser

BH · Herstellung: Peter Papenbrok/sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-09286-4

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Die Gärten  
von Heron Hall

---

1789–1790



## I

Im Hafen von King's Lynn herrschte aufgeregte Betriebsamkeit. Trotz der heißen Mittagssonne hatten sich Scharen von Menschen am Ufer des Flusses eingefunden, der vom Meer her in die Stadt führte und dessen Wasser in schmutzigbraunen Wellen gegen die hohen steinernen Hafenuauern schwappte. Am wolkenlosen Himmel zogen Möwen schreiend ihre Kreise und erschreckten damit ein paar Pferde, die mit hängenden Köpfen, vor Kutschen gespannt, im Schatten einiger Häuser warteten. Matrosen fluchten lautstark, während sie Kisten herumschleppten, Leute beiseite schoben oder sich Wassereimer über die Köpfe schütteten, um sich für wenige Minuten abzukühlen. Es stank grauenhaft nach faulendem Fisch und altem, angeschwemmtem Tang. Die Sonne stach erbarmungslos, aber immer noch langten neue Kutschen oder einfache Bauernwagen an, gesellten sich Menschen zu der wartenden Menge. Die vornehmen Damen hielten spitzenverzierte Sonnenschirme in der Hand und fächelten sich mit großen Seidenfächern Luft zu, die einfachen Frauen hatten sich Kopftücher umgebunden und hockten sich oftmals auf die Erde, weil sie nicht länger stehen konnten. Hin und wieder fiel jemand in Ohnmacht, ohne daß dies große Aufregung hervorgerufen hätte. Bei derartigen Gelegenheiten gab es immer einige Leute, die nicht durchhielten, die Reichen, weil sie es nicht gewöhnt waren, so lange zu stehen, die Armen, weil sie nie genug zu essen hatten. Aber es wäre keinem eingefallen, wegen eines kleinen Schwächeanfalls nach Hause zu gehen. Man wurde in den Schatten geschleift, mit einem Riechfläschchen oder mit kal-

tem Wasser zu neuem Leben erweckt und konnte sich dann wieder unter die Wartenden einreihen.

Es war der 14. Juli 1789, ein Tag, der bedeutsam werden sollte in der Geschichte Europas, der aber über England als einer von hundert klaren Hochsommertagen aufgestiegen war und nun in einen brütendheißen Nachmittag überging, ein Tag, an dem alle Wiesen blühten, Vögel sangen, Grillen zirpten und der Sand am Meer hell und weiß leuchtete. Daß im fernen Paris das Volk auf die Straßen ging und in rasender Wut gegen die Staatsmacht die berühmte Bastille stürmte, daß alles, was über Revolution und Umsturz in der letzten Zeit gesprochen worden war, blutige Wirklichkeit anzunehmen begann, daß ein Ereignis unmittelbar bevorstand, das Europa verändern sollte, das alles wußten die Menschen in England an diesem Tag noch nicht, und sie dachten auch gar nicht darüber nach. Denn heute erwarteten sie ein viel wichtigeres und spannenderes Abenteuer. Im Hafen von King's Lynn sollte nach allen Berechnungen am Nachmittag die »Seagull's Flight« eintreffen, kein gewöhnliches Schiff, das zwischen den europäischen Häfen umherkreuzte, sondern eines, das unzählige Meilen über den Atlantischen Ozean zurückgelegt hatte. Ein Schiff aus Amerika.

Die Menschen in der Grafschaft Norfolk erlebten eine solche Ankunft nur selten. Schiffe aus Amerika steuerten meist die großen Häfen an der Südküste an, Plymouth oder Southampton oder Portsmouth. Diesmal jedoch sollte eine große Ladung Baumwolle aus Georgia für Kaufleute in Norfolk gebracht werden, und daher würde die »Seagull's Flight« in King's Lynn anlegen. Weswegen sich aber die vielen Menschen im Hafen versammelten, der Hitze trotzten und stundenlang warteten, geschah weniger um des Schiffes und seiner Baumwolle willen, als vielmehr wegen der zu erwartenden Passagiere. Jedes Schiff aus der Neuen Welt hatte Reisende an Bord, die mehr bestaunt wurden als irgendwelche verwunderliche exotische Wesen. Amerika faszinierte jeden Europäer. Es war so fern, so fremd, es sollte so groß sein, weit, abenteuerlich und bunt. Ein Land voller Versprechungen und Gefahren, und mochte man noch so verach-

tungsvoll von den Menschen sprechen, die in die unzivilisierte Wildnis gingen, insgeheim brachte man ihnen doch Bewunderung entgegen. Natürlich hatte jeder patriotische Engländer die Unabhängigkeitserklärung und den darum geführten Krieg verurteilt, aber auch dies geriet nun, nahezu zwanzig Jahre später, allmählich in Vergessenheit.

»Die Leute von der Seagull's Flight können glücklich sein, an einem so schönen Tag hier anzukommen«, meinte eine alte Bauersfrau, die sich einen der begehrten Plätze unter einem schattigen Baum erkämpft hatte, »sie müssen doch denken, sie sind im Paradies!«

»Verflucht armseliges Paradies«, entgegnete ein Mann, der neben ihr stand, »schau dich doch um! Die Menschen in diesem Paradies verrecken wie die Fliegen, und tut irgend jemand etwas dagegen? Nein, die Lords machen sich ein gutes Leben, und wir sind noch so verrückt und schaffen ihnen herbei, was sie dazu brauchen!«

»Hör doch auf mit diesen Reden! Lebst du etwa schlecht?«

»Er hat aber recht«, mischte sich ein anderer Mann ein, »und die in Frankreich haben schon längst begriffen, daß man irgend etwas ändern muß. Wir sollten das auch mal begreifen!«

»Na, und was würdest du ändern?« fragte die Frau spitz. »Keine Alkoholsteuern mehr, wie? Wäre bestimmt ein verdammt viel billigeres Leben für dich!«

Alle Umstehenden lachten. Es stimmte, was die Frau gesagt hatte. Seit König George III. William Pitt zum Premierminister gemacht hatte, fand dieser ständig neue Wege, um die englische Wirtschaft zu sanieren. Dazu gehörte auch, daß er nahezu alle Verbrauchsgüter des Landes mit hohen Steuern belegte, was die Engländer verärgerte, wegen des sichtlichen Erfolges für die englische Wirtschaft aber auch wieder besänftigte.

»Die Steuern sind nicht das schlimmste«, erwiderte der Mann, »aber freie Wahlen wären schon eine schöne Sache. Es ist doch lächerlich, zu den Wahlen überhaupt hinzugehen. Die Grundbesitzer einer Grafschaft stellen den Mann auf, den sie haben wollen, und dann schauen sie uns über die Schulter, ob wir unser

Kreuz auch an der richtigen Stelle machen. Und wenn nicht, dann haben wir am nächsten Tag keine Arbeit mehr, oder man findet uns mit zerschlagenen Knochen irgendwo halbtot in einem Straßengraben. Und das nennen sie Wahlrecht für alle!«

»Du hast eben auch keinen Mut«, sagte die junge Frau verächtlich, »wenn ich wählen dürfte, dann würde ich das Kreuz genau da machen, wo ich es will, darauf könnt ihr euch verlassen!«

Sämtliche Männer lachten höhnisch.

»Wahlrecht für Frauen ist das letzte, was wir jetzt gebrauchen können«, rief einer, »dann schon lieber Wahlrecht für die Katholiken!«

»Du lieber Himmel, ich wüßte nicht, was schlimmer wäre! Oh, Vorsicht...!« Alle wichen zur Seite, als plötzlich eine Kutsche schwungvoll schaukelnd um die Straßenecke bog und mit einiger Rücksichtslosigkeit in die wartende Menge hineinrollte. Es handelte sich um ein prächtiges Gefährt aus dunkelbraunem Holz, mit goldenen Wappen verziert und von vier Pferden gezogen.

»Die Lords glauben immer, sie könnten sich alles erlauben«, schimpfte ein älterer Mann. »Ich finde, daß...«

»Psst! Das ist der Wagen von Lord Sheridy. Der ist nicht schlecht wie so viele andere.«

»Er lebt sein gutes, reiches Leben, und tausend andere hungern!«

Die Kutsche kam zum Stehen, der Kutscher sprang herab und öffnete die Tür. Heraus stieg ein eleganter, grauhaariger Herr, vor dem sich sofort einige Umstehende ehrfürchtig verneigten. Jeder in der Gegend kannte Lord Sheridy, der große Ländereien besaß und viele Bauern für sich beschäftigte. Er galt nicht als Ausbeuter, wahrte aber eine Distanz zu seinen Untergebenen, die manche als unerträglich hochmütig empfanden. Dazu mochte auch sein Aussehen beitragen, das völlig dem landläufigen Bild des englischen Aristokraten entsprach und in seiner Vollkommenheit verwirrte. Auch jetzt lächelte er nicht, sondern nickte nur kurz, ehe er Lady Sheridy die Hand reichte, um ihr beim Aussteigen zu helfen.

Lady Harriet Sheridy war eher geeignet, Sympathien zu erwecken. Klein, zart und blond, stand sie ein wenig hilflos auf dem Platz, sah sich scheu um und schien sich an ihrem Sonnenschirm geradezu festzuhalten. Sie trug ein wunderschönes himmelblaues Seidenkleid und wirkte in dem dreckigen Hafen ganz fehl am Platze. Dennoch klang ihre Stimme erstaunlich befehls-gewohnt, als sie sich nun zur Kutsche zurückwandte und sagte:

»Agatha, komm mit den Kindern heraus!«

Eine ältere Frau in einfacher brauner Diensthosenkleidung kletterte aus dem Wagen und hob nacheinander zwei kleine Mädchen heraus, die sie sogleich fürsorglich an die Hand nahm. Das ältere von beiden mochte etwa elf, das jüngere acht Jahre alt sein, Cynthia und Joanna Sheridy, beide ebenso hellblond wie ihre Mutter. Cynthia versuchte, gelassen zu wirken und sich gelangweilt umzusehen, während Joanna riesige, staunende Augen bekam. Schwungvoll riß sie sich von ihrem Kindermädchen los.

»Ist das Schiff schon da?« rief sie aufgeregt. Lord Sheridy hielt sie gerade noch fest, bevor sie, ohne eine Antwort abzuwarten, in der Menschenmenge verschwinden konnte.

»Bleib hier stehen«, befahl er, »das Schiff ist noch nicht zu sehen.«

»Hoffentlich kommt es bald«, sagte Harriet, »es ist schrecklich heiß hier.«

Joanna hüpfte von einem Fuß auf den anderen.

»Wann kommt es denn?« schrie sie. Harriet fächelte sich erschöpft Luft zu.

»Agatha, Sorge dafür, daß die Kinder ruhig sind«, bat sie.

»Ich war ja ruhig«, warf Cynthia zornig ein. Sie mochte nie gern mit Joanna in einem Atemzug genannt werden.

»Ihr seid jetzt beide still«, sagte Agatha, »ihr seht doch, daß es eurer Mutter nicht gutgeht.«

Harriet hatte gerade beschlossen, sich wieder in die Kutsche zu setzen, um der Sonne zu entfliehen, als eine Dame sich aus der Menschenmenge löste und auf sie zueilte. Sie war etwa ebenso alt wie Harriet, aber größer und kräftiger. An ihrem Arm hing ein kleines, pummeliges Mädchen.

»Harriet!« rief sie lebhaft. »Harriet, wie schön, dich hier zu treffen!«

Harriet wandte sich um und erkannte Lady Viola Fitheridge, mit der sie seit ihrer Kindheit befreundet war. Viola lebte ganz nahe bei den Sheridys, doch sie und Harriet sahen einander nur selten, da Harriet sich häufig krank fühlte. Außerdem brachte Viola bei jedem Besuch ihre Tochter Belinda mit, die genauso alt war wie Joanna. Die beiden Mädchen wurden zusammen in ein Zimmer gesetzt mit der Mahnung, sich nicht zu streiten, sondern miteinander zu spielen. Aber das endete jedesmal in Zorn und Tränen. Joanna fand Belinda dumm und falsch, und die zahlte es ihr heim, indem sie jedes Mißgeschick der Spielgefährtin verpetzte. Auch jetzt funkelten ihre Augen hämisch, als sie Joanna erblickte, die ihr hinter Agathas Rücken die Zunge herausstreckte.

»Viola, du bist hier?« sagte Harriet wenig erfreut. Nun konnte sie sich doch nicht in ihren Wagen zurückziehen. Viola ließ sich mit geziertem Lächeln von Lord Sheridy die Hand küssen, ehe sie Harriet umarmte.

»Meine Liebe, ich hätte dich hier nie vermutet«, meinte sie, »und du siehst auch ganz blaß aus. Was tust du hier? Willst du die fremden Menschen sehen?«

»Lady Sheridy und ich erwarten Besuch aus Amerika«, mischte der Lord sich ein, »deshalb sind wir hier.«

»Besuch aus Amerika? Wie aufregend!«

»Genauer gesagt handelt es sich nicht nur um einen Besuch«, erklärte Harriet, »ein kleines Mädchen aus Louisiana kommt, um von nun an bei uns zu leben.«

»Ach, davon hast du mir gar nichts erzählt!« empörte sich Viola. »Wer ist das Kind?«

»Erinnerst du dich an Sarah Mace?« fragte Harriet. »Neben dir gehörte sie zu meinen besten Freundinnen. Sie heiratete diesen Sir Henry Landale, den wir alle so bewunderten...«

»Ah, ich weiß!« Viola hob anzüglich ihre Augenbrauen.

»Weißt du, ich will wirklich nichts Schlechtes über die liebe Sarah sagen«, meinte sie, »aber ich fand sie immer ein wenig selt-

sam. Fast... verrückt, nicht wahr? Und Landale... natürlich waren wir alle ein bißchen verzaubert von seinem Charme – aber ihn heiraten, so etwas konnte wieder nur Sarah passieren!«

»Nun ja, soweit ich mich erinnere, hast du dir ziemlich viel Mühe gegeben, daß es *dir* passiert!«

»Liebe Harriet, *deine* Mühe in diesem Fall war geradezu sehenswert«, sagte Viola kalt. Harriet blickte sich unsicher nach ihren Kindern um, doch glücklicherweise hatten die nicht genau zugehört.

»Nun, wie dem auch sei«, sagte sie, »jedenfalls heiratete er Sarah. Und die beiden gingen nach Louisiana.«

»Ah, ich ahne bereits etwas. Dieses Kind, auf das ihr hier wartet – das ist Sarahs Tochter?«

»Ja. Elizabeth Landale, das Kind von Henry und Sarah. Elizabeth wurde in Amerika geboren. Vor acht Jahren.«

»Dann ist sie genauso alt wie meine Belinda!«

»Sie ist genauso alt wie *ich*«, mischte sich Joanna ein, »und sie wird meine Schwester!«

Die beiden Kinder blickten sich zornig an.

»Ich bekam vor einigen Wochen einen Brief«, fuhr Harriet rasch fort, »Bekannte von Henry und Sarah schrieben mir, daß beide kurz hintereinander im letzten Frühjahr am Sumpffieber gestorben sind.«

»Oh, das ist ja schrecklich! Ich hatte nie viel für Sarah übrig... aber warum mußte sie auch in dieses gräßliche, wilde Land gehen?«

»Sie war immer sehr abenteuerlustig«, meinte Harriet, »und außerdem wollte Henry, daß sie gehen. Ich glaube, mit ihm wäre sie überall hingegangen. Sie hat gar nicht lange überlegt.«

»Sie war wirklich etwas verrückt«, stellte Viola, die tiefsinnigere Gespräche nicht mochte, sachlich fest. Sie wollte noch etwas hinzufügen, aber gerade da ging eine Bewegung durch die wartende Menge, und das Stimmengewirr wurde lauter. »Das Schiff!« schrie jemand. »Dort hinten kommt es!«

»Tatsächlich! Ich sehe die Segel!«

»Es kommt wirklich!«

Die ermatteten Lebensgeister regten sich wieder. Die Menschen drängten nach vorn, um auch einen Blick auf das Schiff zu ergattern. Die Hitze und das lange Warten waren von einem Moment zum anderen vergessen. Auch Viola stellte sich auf die Zehenspitzen.

»Ich kann gar nichts sehen«, jammerte sie.

»Wenn es anlegt, werden wir es schon sehen«, beruhigte Lord Sheridy, »wegen dieser wenigen Augenblicke sollten wir uns nicht von den Massen tottrampeln lassen.«

»Ich bleibe jedenfalls hier«, sagte Viola entschlossen, »Sarahs Tochter möchte ich sofort sehen. Aber, ganz im Vertrauen, Harriet, fürchtest du dich nicht ein bißchen? Dieses Kind kommt aus einem recht unzivilisierten Land, es wird englische Sitten überhaupt nicht kennen!«

»In diesem Alter sind Kinder noch sehr lernfähig«, entgegnete Harriet, »im übrigen glaube ich, daß Henry und Sarah sehr vornehm lebten. Sie sollen eine feudale Plantage am Ufer des Mississippi besessen haben.«

»Eine Plantage? Weißt du, das ist gewiß etwas sehr Wertvolles, aber man hört doch so allerlei... diese Leute besitzen Sklaven. Schwarze. Mit denen ist das Kind natürlich auch zusammengekommen. Also, ich beneide dich nicht!«

Harriet, der schon wieder schwindlig war, hoffte, Viola werde irgendwann aufhören zu reden. Doch deren Neugier war noch nicht gestillt.

»Wenn Henry und Sarah tot sind«, sagte sie, »dann gehören Haus und Land in Louisiana wohl der kleinen Elizabeth?«

»Nein, es mußte alles verkauft werden. Henry hinterließ Schulden...«

»Wirklich? Um ehrlich zu sein, genau das hatte ich erwartet. Das arme kleine Waisenkind! Ich finde dich äußerst mildtätig, Harriet!«

»Ich hatte Sarah sehr gern«, erwiderte Harriet kurz. Im gleichen Moment schrie Joanna auf. Auch Cynthia zuckte zusammen. Unerwartet plötzlich war das große Segelschiff aufgetaucht und glitt nun sanft und hoheitsvoll in den Hafen. Es war viel-

leicht in Wirklichkeit nicht ganz so strahlend weiß und schön, wie es nun aussah, aber es lag wohl an dem blauen Himmel und der Sonne, die auf dem Wasser glitzerte, daß es so stolz und großartig wirkte. Der Schauer, der alle Zuschauer bei diesem Anblick durchflutete, streifte geradezu spürbar über den Hafen hinweg, wie ein leiser, sehnsüchtiger Seufzer. Für einen Moment fühlte sich jeder mit fernen Ländern verbunden, niemand hätte nicht sekundenlang in der Versuchung geschwebt, einmal alles hinter sich zu lassen und über die Meere zu anderen Welten zu fahren. Auch Viola verdrehte entzückt die Augen.

»Unbeschreiblich, was ich beim Anblick eines solchen Schiffes empfinde«, murmelte sie. Lord Sheridy, der sich selber nie eine Gefühlsäußerung erlaubte, verzog das Gesicht. Er konnte Viola ohnehin nicht ausstehen und bedauerte die Freundschaft zwischen ihr und Harriet.

»Wo ist denn Elizabeth?« fragte Joanna, kaum noch fähig, ruhig stehenzubleiben.

»Du bist so dumm«, sagte Cynthia verächtlich, »sie müssen doch erst eine Brücke machen, vom Ufer zum Schiff, damit die Leute hinausgehen können.«

»Elizabeth ist bestimmt gleich bei uns«, meinte Harriet, »leider wissen wir nicht, wie sie aussieht. Hoffentlich bemerken wir sie.«

»Vielleicht sieht sie Sarah ähnlich«, warf Viola ein, »oder wenigstens diesem Henry!«

Das Schiff lag nun dicht an der Hafenmauer, und die Matrosen beeilten sich, die Landestege auszulegen. An der Reling drängelten sich die Passagiere, beladen mit Koffern und Kisten. Einige winkten, andere strahlten voller Erleichterung, die meisten wirkten zutiefst erschöpft. Endlose Wochen auf See lagen hinter ihnen, ungezählte Meilen über glattem oder aufgewühltem Meer. Fast jeder war irgendwann einmal von der Seekrankheit heimgesucht worden und hatte, sterbenselend, nur noch den Tod herbeigesehnt. Der Anblick Englands, der Anblick von Häusern und Wiesen mußte ihnen allen wie ein Traumbild vorkommen.

Als die ersten von Bord gingen, verstärkte sich das hastige Gewühl um die Landungsbrücken herum noch. Es schien kaum möglich, irgend jemanden zu erkennen. Harriet begann bereits wieder am ganzen Körper zu zittern. Ihre Blicke jagten am Ufer entlang, aber es war dann doch Joanna, die das fremde Kind zuerst entdeckte. Sie gewahrte plötzlich zwei dicke, ältliche Damen, die riesige Hüte zum Schutz vor der Sonne trugen und jammern und stöhnend über den Platz gestapft kamen. Zwischen sich führten sie ein kleines Mädchen, das sie jede an einer Hand festhielten. Lord Sheridy trat auf die beiden Damen zu und begrüßte sie höflich.

»Bringen Sie Elizabeth Landale aus Louisiana?« fragte er. Beide strahlten auf.

»Sind Sie Lord Sheridy? Gott sei Dank, wir hatten solche Angst, daß der Brief über Elizabeths Kommen Sie gar nicht erreicht! Wir hätten ja nicht gewußt, was wir mit dem Kind tun sollen!«

Nach diesem Ausbruch der Erleichterung stellten sich die Damen als Miss Hart und Miss Waddington aus New York vor, die nach langem Aufenthalt in Amerika wieder in England leben wollten. Von Bekannten der verstorbenen Landales war ihnen Elizabeth für die Überfahrt anvertraut worden.

»Dies hier«, sagte Miss Hart, »ist Elizabeth!«

Lord Sheridy beugte sich zu dem Kind hinab und sah es an. Elizabeth erwiderte seinen Blick aus Augen, die zu müde schienen, um noch Scheu zu zeigen. Sie sah vollkommen übernächtigt aus, blaß und elend. Sie trug ein dunkelgrünes Kleid, das ein wenig schmutzig und zerknittert an ihr herunterhing und ihre Gesichtsfarbe noch bleicher wirken ließ. Lord Sheridy lächelte unsicher.

»Ich bin Lord Phillip Sheridy«, sagte er, »und du bist Elizabeth Landale?«

Elizabeth nickte. Dann sah sie zu Joanna hin. Beide sagten nichts, aber ganz unwillkürlich lächelte Joanna, gleichermaßen von Mitleid und Zuneigung ergriffen, und Elizabeth gab das Lächeln schwach zurück. Phillip richtete sich wieder auf und sah

sich nach Harriet um, die soeben mit Viola hinzutrat. Viola wirkte ziemlich aufgeregt.

»Sie sieht aber ganz aus wie Henry«, flüsterte sie Harriet zu, »sie hat völlig schwarze Haare!«

»Und sie ist so furchtbar dünn«, meinte Harriet. Sie umarmte das Mädchen so vorsichtig, als habe sie Angst, es zu zerbrechen.

»Willkommen in England, Elizabeth! Wir haben uns so auf dich gefreut. Ich hoffe, es wird dir bei uns gefallen.«

»Ja, Mylady. Es ist schön hier.« Diese Antwort klang angesichts des dreckigen, lärmüberfluteten Hafens rührend höflich. Harriet zog Elizabeth noch einmal an sich.

»Ich habe deine Mutter sehr geliebt«, flüsterte sie, »ich wünschte, ich könnte sie dir ein bißchen ersetzen!«

Joanna schossen vor Ergriffenheit die Tränen in die Augen. Auch Cynthia, Agatha, Viola und die beiden Damen aus Amerika blickten gerührt. Phillip hustete.

»Wir sollten uns auf den Heimweg machen«, meinte er, »wir vergehen ja alle fast vor Hitze.«

Sie gingen zu ihrer Kutsche. Harriet und Phillip verabschiedeten sich unter Danksagungen von Miss Hart und Miss Waddington, die sichtlich erleichtert waren, ihren Auftrag ohne Zwischenfälle erledigt zu haben. Viola kündigte an, sie werde schon bald mit Belinda zu den Sheridys kommen, um zu sehen, wie sich Elizabeth eingelebt habe. Dann erst konnte der Kutscher das wenige neue Gepäck verladen und den Reisenden nacheinander in den Wagen helfen. Mühsam bahnten sich die Pferde einen Weg durch das Gewühl, trabten dann schneller, als die Gassen freier wurden, und endlich verließen sie die Stadt, zogen die Kutsche über staubige Feldwege, an blühenden Sommerwiesen vorbei. In der Ferne glitzerte blau das Meer herüber, aber Elizabeth sah davon nichts, denn sie schlief tief und fest auf Harriets Schoß.

Es war das Jahr der Revolution und der Tag der Bastille, für Joanna Sheridy und Elizabeth Landale aber blieb es in der Erinnerung immer nur die Zeit, in der für sie beide ein neues Leben begann.

Es fiel Elizabeth nicht leicht, sich in dem fremden Land einzugeöhnen. Am Anfang schien ihr das ganze Leben einem verworrenen Alptraum zu gleichen. Sie stand verloren in ihrem schönen Zimmer und blickte durch das alte, hohe Bogenfenster, das von roten Rosen umrankt wurde, hinaus auf den hügeligen, waldigen Park, auf die Wiesen, die sich um das Schloß herum erstreckten, und auf die kleinen, eilig sprudelnden Bäche. Sie kannte den englischen Sommer nicht, sie kannte das ganze England nicht. Sie verstand und beherrschte die Sprache, aber sonst war ihr alles fremd. Sie hatte die Stadt gesehen mit ihren seltsam düsteren, alten Häusern, die vor dreihundert oder vierhundert Jahren gebaut worden waren und deren schiefe, spitze Dachgiebel sich über die Gassen hinweg fast berührten. Sie waren über Landstraßen gefahren, an verträumten Dörfern und mächtigen Kirchen vorbei, dann durch ein eisernes Tor in den Park, eine Allee von Eichen entlang bis zum Portal des steinernen Schlosses, einem Bau der Tudor-Zeit, von den Jahrhunderten abgenutzt, aber voller Schönheit, rosenbewachsen und warm. Heron Hall befand sich seit unzähligen Generationen im Besitz der Familie Sheridy, es lag im Norden Norfolks, nahe der Küste. Das Innere des Hauses wies auf die lange Ahnenreihe hin, die hier hindurchgegangen war, fast alle Möbel waren alt und kostbar, angefertigt im prunkvollen Stil des frühen Barock. Von allen Wänden blickten ehrwürdige Damen und Herren aus goldgerahmten Bildern herab, Generationen von Sheridys. Seltsamerweise wirkte das Haus trotz seines Reichtums und seines Alters weder kalt noch verstaubt. Es besaß einen Charme, der jeden umfing, der hier eintrat, den Zauber eines alten Hauses, in dem so viel gelebt worden war, durch Krieg und Frieden, Leid und Glück hindurch, und dieses wechselvolle Leben wurde spürbar in jedem Winkel.

Elizabeth empfand diese Geborgenheit. Aus jedem Raum kam

sie ihr entgegen, aber das konnte nicht verhindern, daß Gefühle von Schwermut und Einsamkeit sie in dieser ersten Zeit befielen. Ihr ganzes bisheriges Leben hatte sich zu schnell und zu grundlegend geändert, als daß sie damit hätte fertig werden können. Wann immer sie die Obstbäume, die bunten Sommerblumen, das weiche Gras und das dunkle Schloßgemäuer sah, stiegen andere Bilder in ihr auf, vergangen und doch wirklicher als die Gegenwart. Es war ihre bisherige Heimat, die tiefen, dunklen Wälder Louisianas mit ihren Schlingpflanzen und Farnen, der lehmige Boden, Baumwollfelder, weiter, als das Auge zu blicken vermochte, der Mississippi, der als schlammiger, gelber Strom durch sein gewaltiges Bett floß. Elizabeth mußte nur die Augen schließen, und sie hörte sogar die weichen Stimmen der Sklaven und Sklavinnen, wenn sie abends in ihren Hütten in schwermütigen Liedern eine verlorene Heimat besangen. Diese Lieder hatten für Elizabeth bislang nichts bedeutet als eine sanfte, vertraute Hintergrundmusik ihres Lebens, zum ersten Mal nun traten ihr die Tränen in die Augen, wenn sie die Melodien vor sich hin sumnte. Nun plötzlich begriff sie den Schmerz, der darin zum Ausdruck kam, sie erlebte ihn selbst, denn sie hatte alles verloren, was bisher zu ihr gehört hatte. Sie dachte an das weiße Säulenhaus, das zwischen dem dunklen Grün der Blätter hervorschimerte, wenn man mit der Kutsche in die Auffahrt zur Plantage einbog, das weiße Herrenhaus mit seinen hohen Räumen und kühlen Gängen. Und doch – nicht immer waren Friede und Kühle dort gewesen. Besonders nachts, wenn sie jetzt wach in ihrem Bett lag und auf die ungewohnten Geräusche in diesem fremden Haus lauschte, drang wieder der entsetzliche Frühsommer des vergangenen Jahres in Elizabeths Bewußtsein, als ihre Eltern krank wurden und über Wochen hinweg mit dem Tod rangen. Elizabeth hatte damals nicht genau gewußt, was geschah, aber das Grauen dieser Wochen hatte sie gespürt. Es war so heiß in dieser Zeit wie nie zuvor, und dabei so schwül, daß die Luft förmlich nach Fieber und Fäulnis roch. Die Sterbeglocken in den Kirchen läuteten häufig, in vielen Familien trugen die Menschen auf einmal schwarze Kleider und liefen mit verweinten Gesich-

tern herum. Sarah und Henry sprachen oft von dem Fieber, das umging und gnadenlos seine Beute suchte, aber für Elizabeth war das etwas, was nur Fremde betraf, niemals sie selbst oder gar die wunderschöne Sarah und den selbstbewußten Henry. Sie verstand nicht, wie es hatte geschehen können, daß eines Tages alle Sklaven im Haus schluchzten, daß niemand ihr sagen wollte, wo Sarah und Henry waren, daß ihr erst am Abend eines langen, furchtbaren Tages, den sie weinend in einer Ecke sitzend verbracht hatte, erlaubt wurde, leise in Sarahs Salon zu gehen. Nie, solange sie lebte, würde sie den unheimlichen Anblick des halbverdunkelten Raumes vergessen, in dem auf einem Sofa ihre Mutter lag, leise stöhnend und ohne ein Zeichen zu geben, daß sie ihre Tochter erkannte. Das Bild des eingefallenen, schweißglänzenden Gesichtes mit den feuchtverklebten Haaren in der Stirn wurde zu Elizabeths stetem Begleiter über Tage hinweg. Abend für Abend wurde sie in den Salon gerufen, um dieser fremden Sarah eine gute Nacht zu wünschen. Henry sah sie überhaupt nicht mehr, doch es mußte ihm genauso ergangen sein, denn an einem Abend, als sie schon in ihrem Bett lag, kam die schöne, schwarze Natalie, die enge Vertraute und Freundin Sarahs, zu ihr, schloß sie in die Arme und flüsterte unverständliche, zärtlich klingende Worte. Der süße, warme Nachtwind wehte durch die geöffneten Fenster, und im Mondlicht sah Elizabeth, daß Natalies Wangen feucht waren von Tränen. Sie begann ebenfalls zu weinen, und dann sagte Natalie ihr, daß Henry und Sarah beide an diesem Tag gestorben waren, kurz hintereinander.

»Armes kleines Mädchen«, sagte Natalie weich, »nun geht es dir wie mir, auch wenn du weiß bist, jetzt hast du auch deine Familie verloren, so wie ich. Meine arme kleine Elizabeth!«

Es sollte noch schlimmer kommen, als Elizabeth in diesem Moment glaubte. Benommen und ungläubig erlebte sie mit, wie alles verschwand, was sie kannte. Die Sklaven wurden fortgebracht, fremde Leute liefen über die Plantage, sahen sich alles an, sogar Sarahs Kleider und ihren Schmuck, und schätzten mit lauten Stimmen, die Elizabeth bedrohlich fand, den Wert eines je-

den Gegenstandes ab. Die Nachbarn kamen zu ihr und sagten ihr, sie solle fort, erst in den Norden des Landes hinauf, dann weit über das Meer in ein anderes Land.

»Kennst du England?« fragten sie. »Deine Eltern kamen von dort und viele, die hier leben, auch. Eigentlich ist England viel mehr deine Heimat als Louisiana!«

Aber das tröstete Elizabeth nicht, sie wußte nichts von England und fürchtete sich davor. Eine endlose Reise in einem rüttelnden Wagen brachte sie nach New York, wo sie den Winter bei Miss Hart und Miss Waddlington verbrachte, einen ungewohnten Winter mit Schnee und Eis und schauerlich kaltem Wind. Die beiden alten Damen gaben sich viel Mühe mit dem verängstigten Mädchen, doch sie hatten beide nie Kinder gehabt, daher begriffen sie nichts von der schrecklichen Verwirrung, in der sich Elizabeth befand. Später, auf dem Schiff, wurde es noch schlimmer, denn Miss Waddlington litt entweder unter Seekrankheit oder quälte sich mit panischen Ängsten vor einem Ertrinkungstod. Miss Hart mußte sich ständig um sie kümmern, so daß Elizabeth meist sich selbst überlassen blieb. Sie saß stundenlang an Deck, sah über die uferlosen, tosenden Wellen oder hielt ihr Gesicht in den Wind, bis die Augen tränten. Dann lief sie hinunter in ihre Kajüte und starrte in den winzigen Spiegel, der neben ihrem Bett hing, in dieses fremde, ihr seelenlos scheinende Gesicht, das nicht mehr zu ihr gehörte, weil es gar nichts mehr gab, was zu ihr gehörte. Sie weinte nicht in dieser Zeit, sondern verharrte über all die Wochen in einer eisigen Erstarrung, die sich erst löste, als sie schon in England war und in Heron Hall lebte. Jeder hier schien sie zu lieben, und jeder war freundlich zu ihr, doch vielleicht ließ gerade die Wärme der neuen Familie sie besonders heftig in ihren Kummer fallen. Alle kümmerten sich um sie, sogar Belinda, die oft nach Heron Hall kam und sich ganz offensichtlich mit Joanna gar nicht verstand, warb um ihre Gunst. Dennoch tat ihr inmitten dieser freundlichen Menschen oft das ganze Gesicht weh vor Anstrengung, nur nicht zu weinen. Manchmal gab sie auf Fragen keine Antwort, weil sie Angst hatte, ihr würden sofort die Tränen kommen.

»Ich glaube, sie ist genauso seltsam wie Sarah«, sagte Viola zu Harriet, »nur zeigte sich das bei Sarah in ihrem übermäßig exaltierten Benehmen. Die Kleine hingegen scheint unter Sprachlosigkeit zu leiden!«

»Sie ist krank vor Heimweh«, entgegnete Harriet, »ach, wenn ich nur einen Weg wüßte, ihr zu helfen!«

Erst abends, wenn es im Haus still wurde, ließ Elizabeth ihren Tränen freien Lauf. Sie zog die Decke über den Kopf, bohrte das Gesicht tief in die Kissen und begann zu schluchzen, zaghaft zuerst, dann immer heftiger. Irgendwann schlief sie erschöpft ein, und bis zum Morgen waren die Tränen versiegt, nur sah sie immer schlechter und elender aus. Erst vier Wochen nach ihrer Ankunft wurde jemand auf ihr Geheimnis aufmerksam.

Es war ein später Augustabend, als Elizabeth, die wieder einmal weinend im Bett lag, plötzlich von der Tür ihres Zimmers her ein fremdes Geräusch hörte. Sie hielt den Atem an, richtete sich halb auf und starrte in die Dunkelheit. Deutlich konnte sie erkennen, wie sich die Tür sachte bewegte.

»Wer ist da?« flüsterte sie.

»Ich bin es. Joanna.«

Elizabeth versuchte eilig, mit beiden Händen die Tränen aus dem Gesicht zu wischen, aber sie konnte nichts mehr vertuschen. Schon huschte Joanna ins Zimmer, eine wild flackernde Kerze vor sich hertragend, mit der sie direkt vor dem Bett stehenblieb und prüfend ihr Gegenüber beleuchtete.

»Du weinst«, stellte sie fest, »das dachte ich mir. Ich habe es gehört.«

»Wie konntest du das hören?«

Joanna wies zum Fenster, das weit offenstand.

»Mein Fenster ist heute auch offen«, erklärte sie, »und mein Zimmer liegt neben deinem.«

»Es tut mir leid«, sagte Elizabeth mit wackliger Stimme, »ich wollte niemanden stören.«

»Warum weinst du denn? Tut dir etwas weh?«

Elizabeth schüttelte den Kopf.

Joanna blickte sie verständnislos an. In ihrem ganzen Leben

hatte sie noch nie grundlos geweint. Es gab Dinge, die sie in einen wilden Kummer stürzten, so sehr, daß sie laut schrie. Wenn ihr schlecht wurde etwa, weil sie zuviel gegessen hatte, oder wenn sie hinfiel und sich die Knie aufschlug, was ihr häufig geschah. Aber sie kannte immer den Grund ihrer Tränen.

»Du weißt es nicht?« fragte sie zweifelnd.

»Es ist alles so schrecklich«, sagte Elizabeth, »ich will so gern nach Hause. Aber ich werde dort nie wieder hinkönnen. Nicht nach Louisiana und nicht zu unserer Plantage!« Gegen ihren Willen und trotz ihres heftigen Bemühens, die Tränen zurückzuhalten, begann sie wieder zu weinen. Joanna wurde ganz ängstlich.

»Aber du bist doch jetzt bei uns!« rief sie. »Und du hast mich! Ich habe mir immer eine Schwester wie dich gewünscht, denn Cynthia ist viel zu alt. Dich mag ich viel lieber!« Als Elizabeth fortfuhr zu weinen, stellte Joanna entschlossen die Kerze ab und krabbelte zu ihr ins Bett.

»Weinst du nicht mehr, wenn ich bei dir schlafe?« fragte sie. Elizabeth nickte. Sie konnte ihren Schmerz nicht in Worte fassen, und Joanna fielen keine tröstenden Sätze mehr ein, aber Elizabeth spürte die Zärtlichkeit, die die Freundin ihr entgegenbrachte. Da sie so viele Nächte kaum geschlafen hatte, überfiel sie nun die Erschöpfung, und so schlief sie, eng an Joanna gekuschelt, in wenigen Augenblicken ein.

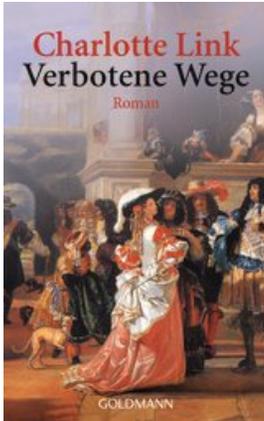
Die Familie bemerkte die Veränderung sofort. Hand in Hand kamen Joanna und Elizabeth am nächsten Morgen zum Frühstück in den Salon hinunter. Phillip, Harriet und Cynthia saßen schon um den Tisch herum, als die beiden Mädchen eintraten. Joanna strahlte, Elizabeth lächelte und sah weniger traurig aus als an allen Tagen zuvor.

»Ist irgend etwas?« fragte Cynthia sofort.

»Ich habe heute nacht bei Elizabeth geschlafen«, erklärte Joanna. »Mutter, *bitte*, lassen Sie uns jetzt immer ein Zimmer zusammen haben!«

»Möchte Elizabeth das auch?« fragte Harriet.

»Ja, bitte«, sagte Elizabeth.



Charlotte Link

## **Verbotene Wege**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 576 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-09286-4

Goldmann

Erscheinungstermin: April 1989

Elisabeth Landale - aufgewachsen in behütetem Wohlstand - lernt durch Sir John Carmody die unüberbrückbaren Gegensätze ihrer Zeit kennen und auch die Liebe ...

Ein mitreißender und genau gezeichneter Roman vor dem Hintergrund der Französischen Revolution!